

Mensch & Maschine

Die beste iPhone-Kopie aller Zeiten

Die Handyhersteller drehen im roten Bereich. Allen voran Samsung. Vor gerade mal fünf Monaten stellte der koreanische Technologieriese sein letztes Smartphone vor: das Galaxy S5. «Das beste Handy aller Zeiten», wie das Unternehmen damals herausposaunte. Seit dieser Woche ist die Behauptung Makulatur. Samsung hat ein neues Flaggschiff: das Galaxy Alpha. In der Pressemeldung dazu heisst es: «Indem wir uns auf eine elegante Ästhetik und kompakte Konstruktion konzentriert haben, ist es uns gelungen, eine neue Designsprache zu entwickeln.»

Eine neue Designsprache? Kein Wunder konfrontiert Apple Samsung regelmässig mit Plagiatswürfen. Jeder, der die Bilder des neuen Smartphones sieht, denkt als Erstes an Apple-Handys. Samsung hat nichts anderes getan, als das neueste Gerät mit einem Metallrahmen auszustatten und an den Ecken zu feilen. Das Galaxy Alpha ist damit etwas runder als die Vorgänger S4 oder S5.

Selbst beim Lancierungsdatum hat sich Samsung an Apple ausgerichtet. Das iPhone 6 soll am 9. September vorgestellt werden. Samsung hat das Alpha ebenfalls für September angekündigt. Es würde nicht überraschen, wenn der Verkauf zum genau selben Termin starten würde. Sogar die Praxis, die Batterie fest ins Gerät einzubauen, hat Samsung bei Apple abgekupfert.

Innerlich hingegen hat sich beim Alpha wenig verändert. Leistungsmässig ist das Gerät gar ein Rückschritt. Der Bildschirm ist mit 4,7 Zoll im Vergleich zum 5,1-Zoll-Display des S5 kleiner, die Bildauflösung ist geringer. Der Akku ist schwächer. Die Kamera schießt mit nur 12 Megapixeln statt mit den 15 Megapixeln des Vorgängermodells. Selbst der Prozessor ist langsamer. Und zwar deutlich. Verfügt der S5 über einen Quadcore-Chip mit 2,5 Gigahertz, hat der Vierkernprozessor beim Alpha nur 1,8 Gigahertz.



Weshalb bringt Samsung dieses inferiore Handy überhaupt auf den Markt? Die überhastete Lancierung des Alpha ist vor allem ein Hinweis darauf, dass Samsung noch immer nicht mit seiner weltweiten Führungsrolle fertig wird. Seit geraumer Zeit verkaufen die Koreaner im Vergleich zu Apple, Sony oder Nokia viel mehr Smartphones. Nur Innovationen wollen ihnen einfach keine einfallen. Das Alpha hat vielmehr etwas Verzweifeltes: «Hey Apple», fleht Samsung damit insgeheim, «bitte lasst euch mit dem iPhone 6 was wirklich Neues einfallen. Denn seht her, besser können wir das alte Modell nicht mehr kopieren!» Barnaby Skinner

Das Samsung Galaxy Alpha ist in der Schweiz ab September erhältlich. Der Preis ist noch unbekannt

Apps der Woche

Gott spielen

Das Zielpublikum dieses Spiels ist klar umrissen: **Godus** richtet sich an all jene, die immer schon mal Gott spielen wollten. Das Simulations-Game ist der Nachfolger des Computerklassikers Populous, der Ende Achtziger auf dem Amiga für Furore sorgte. Derzeit ausschliesslich auf iOS erhältlich. Android soll in den kommenden Monaten folgen. Gratis.



Tägliche Kunstklassiker

Die kostenlose Android-App **Muzei** verwandelt den Handy-Homescreen in ein Kunstmuseum. Jeden Tag wird als Hintergrund der App-Oberfläche ein neues Gemälde verschwommen angezeigt. Am Montag vielleicht ein Picasso. Am Freitag dann ein Bild des britischen Künstlers William Blake. Um die Schärfe herzustellen, tippt man doppelt darauf. Gratis.



Technikaffiner estnischer Präsident: Toomas Hendrik Ilves macht ein Selfie an der Eröffnung des Gesangs- und Tanzfestivals, Tallinn

Foto: AFP

«Das war das Signal, dass alle reich werden können»

Wie ich in Shorts und barfuss den estnischen Präsidenten Ilves interviewte

Barnaby Skinner

«Mr. President ruft in fünf Minuten an», tippt die PR-Assistentin von Toomas Hendrik Ilves, dem obersten Esten, bei Skype in die Instant-Messaging-Box. Ich richte mir im Spiegelbild meines Notebook-Displays zum x-ten Mal den Kragen. Das Hemd ist gebügelt. Dazu trage ich meine Heim-Shorts und keine Socken. Letzteres wie meistens zu Hause. Verhalte ich mich dem estnischen Präsidenten gegenüber mit meinen nackten Beinen respektlos? Egal. Er sieht mich ja nur von der Hüfte an aufwärts.

Fünf Minuten zum Totschlagen also. Ich übe mit der eingebauten Videokamera meinen Gesichtsausdruck. Wie soll ich meinen Kopf halten? Eher nach links abgedreht oder leicht nach rechts? Was wirkt im Gespräch mit einem Staatsoberhaupt besser? Fragen, die man sich beim altmodischen Telefon nicht stellen musste. Die Anforderungen an den modernen Journalisten sind gestiegen.

Meine eitlen Gesichtsausübungen werden allerdings jäh unterbrochen. Der Präsident klingelt schon nach zwei und nicht nach fünf Minuten. Und dann sitzt der Sohn von Kriegsflüchtlingen, die 1944 nach der sowjetischen Besetzung in die USA geflüchtet sind, plötzlich in meinem Büro. Er trägt ein schwarzes Gilet und hat die Hände vor sich hingelegt. Hinter ihm ist eine Kommode zu erkennen. Hübsch angerichtet stehen darauf rund ein Dutzend schwarz-blau-weiße Nationalflaggen Estlands.

Ob Toomas Hendrik Ilves jetzt auch nur Shorts trägt? schiesst mir als Erstes durch den Kopf.

«Los!», verlangt der Präsident Estlands, «wir haben exakt eine Stunde Zeit.»

Estland hat die grösste Cyberarmee der Welt, ein eigentliches Freiwilligenheer von IT-Experten. Weshalb?

Die USA haben kürzlich eine Onlinemilitärübung durchgeführt, bei der Zivilisten die Cyberarmee vernichteten. Jede Armee kennt dasselbe Problem. Sie wird nie genügend Mittel haben, die besten Programmierer anzulocken. Gleichzeitig scheinen Cyber-Experten ziemlich patriotisch zu sein. Zumindest ist das in Estland der Fall. Der Hauptgrund dafür, dass mir wohler dabei ist, wenn ich die Cyberverteidigung jemandem von der Firma Skype überlasse als jemandem aus unserer Armee, liegt vor allem an den Zielen im Cyberkrieg: Banken zum Beispiel. Ein Land kann vollkommen lahmgelegt werden, wenn die ganze kritische Infrastruktur von Internetangriffen in die Knie gezwungen wird. Um Wallstreet heute zu treffen, braucht man nur die richtigen Server auszuschalten.

Genau das hat Estland im Jahr 2007 erlebt.

Russische Hacker versuchten, unsere Banken und andere Dienstleister auszuschalten. Deshalb ist Estland für das Thema von Cybersicherheit empfänglicher.

In der Ukraine Krise scheint der Cyberkrieg keine Rolle zu spielen. Stimmt der Eindruck?

Es gibt eine russische Organisation namens Cyber Berkut, die Ziele in der Ukraine anvisiert. Sie hat zum Beispiel die Website des ukrainischen Präsidenten Poroschenko blockiert oder seine E-Mails gehackt. Sie hat auch die Nato-Cyber-Verteidigungszentrale hier in Estland angegriffen. Erfolglos. Was der Ukraine sicherlich hilft, ist der geringe technologische Fortschritt des Landes. Es ist das Kakerlakenphänomen: je simpler der Organismus, desto wahrscheinlicher ist, dass er eine Katastrophe überleben wird.

Estland hingegen investiert viel in Technologie. Am Anfang dieser Entwicklung stand

der Erfolg des Internet-Telefonie-Dienstes Skype.

Schon vor Skype war Estland anderen Ländern weit überlegen, was neue Kommunikationstechnologien angeht.

Weshalb?

Als Motivation diente Estland ein Vergleich mit Finnland. Im Jahr 1939 war das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen vergleichbar. 1991, beim Zusammenbruch der Sowjetunion, war es in Estland 30-mal geringer. Gleichzeitig kamen wir zum Schluss, dass wir nur im IT-Bereich, in dem sich alles so schnell verändert, mit der globalen Spitze mithalten konnten. Ich glaube, dass der Entscheid, in Schulcomputer, digitale Kommunikation und schnelle Datenleitungen zu investieren, nicht so schlecht war. Heute ist das Pro-Kopf-Einkommen in Finnland nur noch zweieinhalb Mal grösser als in Estland.

Dennoch muss der Erfolg von Skype eine Rolle gespielt haben.

Natürlich. Aber er war ein Resultat der Investitionen des Landes. Als Skype im Jahr 2005 für 2,5 Milliarden Euro verkauft wurde, war das ein Signal an alle Unternehmer des Landes, dass jeder im kleinen Estland reich werden kann.

Sie scheinen persönlich sehr enthusiastisch über die Chancen der Digitalisierung zu sein. Weshalb?

Ich habe mit 13 Programmieren gelernt. Heute bin ich 60. Die Veränderungen, welche Digitalisierung und Vernetzung hervorgebracht haben, sind doch gewaltig. Schauen Sie sich doch nur an, wie wir uns heute informieren.

Wie informiert sich der Präsident von Estland?

Vieles läuft noch immer traditionell über die diplomatischen Dienste. Aber die sind relativ langsam. Ich lese viele akademische

Journalen. Und für Nachrichten ist es das soziale Netzwerk Twitter. Wenn man wie jetzt zum Beispiel in der Ukraine bei Twitter die Reporter verfolgt, die vor Ort sind, erhält man ein unglaublich reichhaltiges und zeitnahe Bild der Ereignisse.

Sie teilen auch selbst viele Inhalte auf Twitter. Spüren Sie als Präsident eines Landes eine besondere Verantwortung für die Inhalte, die Sie im sozialen Netzwerk teilen?

Ich bin vielleicht so etwas wie der Dämon von Gladwell, dem Social-Media-Kritiker des US-Magazins «New Yorker». Ich schreibe selbst wenig. In erster Linie teile ich Inhalte, die ich spannend finde. Ich heisse keine Sicht gut, sondern teile sie nur. Vielleicht sage ich einmal am Tag selbst etwas.

Anstatt morgens aufzustehen und mehrere Zeitungen zu lesen, verwenden Sie Twitter?

Ich schaue die «Financial Times» an. Für mich die beste englischsprachige Zeitung. Und dann zücke ich mein Handy und schaue mir an, was bei Twitter berichtet wird.

Für die FT gibt es als Medienmarke also noch Hoffnung. Ansonsten trauen Sie mehr einzelnen Journalisten als den Medienmarken?

Vielleicht. Nehmen wir die Publikationen BuzzFeed oder Vice.com. Das sind US-Onlineportale, die sicherlich keinen 60-jährigen Mann aus Estland zu ihrer Kernnutzerschaft zählen. Dennoch gibt es einzelne Journalisten, die gerade bei der Berichterstattung über den Ukraine Konflikt einen exzellenten Job machen. Deshalb bin ich wohl auch BuzzFeed- oder Vice-Leser.

Der erste Teil des Gesprächs mit Präsident Ilves – zur Schweizer Rolle im Ukraine Konflikt – erschien vergangene Woche